

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 12

Nachruf: Meinrad Lienert : gestorben am 26. Dezember 1933
Autor: Eschmann, Ernst

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lieblingsanrede: „Joggeli Sturm, du Stein-
esel von Krug,“ dazu bei.

Der Junge schwieg und klagte nicht, sein Vern-
eifer aber erlahmte über dem Gefühl, er leide
Unrecht, und je mehr der Gymnasiast von Krug
sein Schulleben als eine Mißhandlung empfand
und sich den Kopf zermarterte, wie es denn mög-
lich sei, daß man ihn so verkennen könne und
sich alles über ihn lustig mache, regte sich in ihm
ein übermächtiger Drang zu jugendlicher Dich-

tereit. In der Auflehnung gegen das bittere
Schulelend ging ein Gären und Brausen durch
sein Gemüt, ein Frühlingssturm, der sich durch
die Sorge um die Blößen, die er sich gab, um
das Gymnasialzeugnis, das stets schlechter
wurde, ja selbst durch den Schrecken der Eltern
und die Tränen der Mutter nicht beschwichtigen
ließ.

Jakob Sturm erlebte ein Flegeljahr und ein
schmachvolles Ende seiner Gymnasialzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Meinrad Lienert

gestorben am 26. Dezember 1933.

Von Ernst Eschmann.



In seinem letzten, so wohl abgewogenen und
sonnigen Roman: „Das Glöcklein auf Rain“
schildert Meinrad Lienert eingangs eindrücklich
und schön den Heimgang der ersten Frau des
Hansbaschi Hochrütiner, des Bauern auf Rain.
„Hart vor der Treppe mit dem kunstvollen Ge-
länder lag auf einer schwarzen Bahre ein brau-
ner Sarg, und daneben gab's auf einer schön ge-
schnitzten Stabell, vor einem Kreuzifix und zwei
brennenden Kerzen, einen kleinen Weihbrunnen
mit einem Buchszweiglein drin. Immer wieder
kam noch jemand aus der ländlichen Nachbar-
schaft oder aus dem unten liegenden Dorf her-
auf. Wer immer aber kam, ergriff das Buchs-

zweiglein und bespritzte mit dem Weihwasser den
Totenbaum.“

Ein ganz ähnliches Bild bot die große Trauer-
versammlung, die am frühen Morgen des 29.
Dezembers dem so unverhofft dahingeshiedenen
Dichter das letzte Geleit gab. Aus allen Gauen
waren sie nach der Waldstatt Einsiedeln gekom-
men, Verwandte und Freunde Meinrad Lie-
nerts, und es herrschte eine niederdrückende
Stimmung. Niemand konnte es fassen, daß der
so liederfrohe Mund auf immer verstummt war.
Schnee lag auf den Straßen. Ein dichter, fast
undurchdringlicher Nebel wollte den Tag nicht
aufrücken lassen. So wurde der Dichter, auf dem
gleichen Schlitten, zusammen mit einem schlich-
ten Manne, den er von Jugend auf gekannt,
vom väterlichen Hause zu Adam und Eva am
Kloster vorüber nach dem stillen Friedhof geführt,
indes die Dorfmusik die ans Herz greifenden
Klänge des Trauermarsches von Chopin spielte.
Es war ein schmerzliches Abschiednehmen an die-
sem düstern Tage, und immer und immer wie-
der vermischte man den letzten Gruß der Sonne.
Wie liebte Meinrad Lienert sein ganzes Leben
lang die Sonne! Und wie viel Sonne hat er uns
in all seinen Werken gespendet! Wie hat er uns
erquickt, und wie hat er uns immer wieder die
Freude am Leben geweckt, wenn es um uns eine
Weile trüb und ungemütlich werden wollte!

Ein Augenblick bleibt mir aus dieser schweren
Stunde des Abschieds unvergessen und denkwür-
dig für immer in Erinnerung. Der Zug war
auf dem Gottesacker angelangt. Der schwarze
Sarg war daran, mit Blumen im Schoß der
Erde zu verschwinden. Der Geistliche sprach über
dem offenen Grab das letzte Gebet, und hundert-
fach wurde es wiederholt im Munde der umste-
henden und erschütterten Gemeinde. Da, was

war das? Jrgendwo von den verschneiten Höhen flog ein gedämpfter Todellaut daher. Seltsam berührte er die trauernde Versammlung. O gewiß, er gehörte zum heimgehenden Sänger. War's nicht die Heimat selber, die ihm so ihren letzten, dankbaren Gruß entbot. Und hätte der verstummte Dichter diesen Lauten noch lauschen können, er hätte die größte Freude gehabt, er, der Freund des Liedes, der Heimat, der Klünder und Sohn des Berglandes.

Einsiedeln, die Iberger Alpen, das ganze Ländchen Schwyz ist aus dem Leben und Werk Meinrad Lienerts nicht wegzudenken. Was bliebe übrig? Ein Schatten, ein Nichts! Diese seine engste Heimat ist der Nährboden gewesen, in dem sein Herz so tiefe Wurzeln schlug, wo seine Kunst zu blühen begann. Sie brauchte die herbe Bergluft, die Poesie des klösterlichen Lebens und der bunten Überlieferungen, eine glückliche Jugendzeit, Kameraden und Freunde, die schon früh zu allen Streichen aufgelegt waren. Er sagt es selber. Ich entnehme ein paar Stellen aus einer kurzgefaßten Selbstbiographie Meinrad Lienerts, die recht aufschlußreich ist.

„Meine Kinderzeit verlebte ich im abseitigen Tal der Alp, das im Sommer von Glockenjubiläum und Pilgerscharen so belebt und im Winter so wundervoll sonnig und still war. Obwohl ich schon in meiner Kindheit auch reichlich Schatten zu sehen bekam, so war ich doch im ganzen glücklich, denn meine Augen und mein Herz wendeten sich immer wieder schleunigst der Sonne zu. Dazu kam, daß ich eine zärtliche, mich verhätschelnde Großmutter, eine treubeforgte, licherfrohe Mutter und einen überguten Vater hatte. Mein Vater schlug mich nie, und nie hörte ich ihn mir oder der temperamentvollen Mutter, die so schwere Tage sah, ein böses Wort sagen. O wie reichlich hätte er bei mir hiefür oft Grund gehabt! Aber es lag in seinem Wesen, zu bedenken, zu verstehen und immer gütig zu sein. Er war innerlich ein außergewöhnlich starker Mann. Furchtlos lebte er, und furchtlos starb er. Auch über andere Leute wußte er nie, nie eine lieblose Rede, obwohl er, wie jeder aufrechte Mann, auch seine Feinde hatte.

Welch eine schöne Welt hatte ich in meiner Jugend! Die Allmeinden am Alpbach, die Weiden und Tannenwälder des Klosters und der Genossame, das trauliche Pilgerstädtlein, das Labyrinth der Klostergänge, die prunkvolle, herrliche Kirche, den vierzehnröhrigen Brunnen und auf Schritt und Tritt Tauben, weiße und fel-

senblaue. Auch fand ich gnädige Lehrer, die mich meine Einseitigkeit nicht entgelten ließen. Ich konnte nämlich nicht gut bruchrechnen und verschloß deswegen oft die Schule, ohne daß man's zu Hause oder in der Schulstube jemals bemerkt hätte. Daneben aber las ich mit einem wahren Heißhunger alles, was ich erwischen konnte. Dann hatte ich noch besondere Freuden. Nämlich, was vielleicht diesem oder jenem eine Buße gewesen wäre, war mir eine Lust. Ich mußte im Sommer im Hochmoor der Sihl helfen, die Turben kehren und abtragen. Dazu machten die zu Dutzenden aufsteigenden Lerchen Musik, und in den feinen Binsen, die wie rotes Haar um die Torfstöcke gingen, fand ich ihre Nestlein. Nein, was doch für wunderliche Blumen und Beeren an der stillen, seerartigen Sihl wuchsen! Und dann aber war ich, schon als Knabe, immer wieder in unserm Bergheimwesen, in der Bodmern, und half, so gut ich's vermochte, unserm Werkmann bauern. Obwohl das Heimwesen etwa 50 Zucharten groß war, hielten wir doch nur 7—9 Kühe drauf, denn zum Teil war's mageres Mattland, zum andern Teil Wald und Weidland. Aber ich lernte dabei, wie bei den Aufenthalten bei meinen Verwandten in den Ibergeralpen, den Alltag des Bergbauern, mit seiner Arbeit, seinen Freuden und Leiden kennen. Und obwohl wir im niedern Lättschhäuschen unsers Gutes nur dünne Mehl- und Brotsuppen, Milchkaffee und Erdäpfel auf dem Tisch hatten, gefiel mir's dabei doch besser als im räumlichen Dorfhause. Als ich erwachsen war, konnte ich mich dem Heimwesen nicht mehr so viel widmen, und als ich dann mit Frau und Kind gar nach Zürich übersiedelte, verkaufte mein altgewordener Vater das schöne Berggut.

Mittlerweile war ich eben aus der Primarschule in die Klosterschule gekommen, wo ich in Deutsch und Geschichte gute, in fast allen andern Fächern aber mittelmäßige bis schlechte Noten erzielte. Wie schade, daß man im „Barspringen“, Ballenschlagen, Schneekämpfen und verwandten Jugendbetätigungen keine Noten ausstellte! Ich hätte damit meine betäubenden Zeugnisse glänzend verbessert. Nach einem längern Aufenthalt in Lausanne (o wie schön war es doch, von Weichen umduftet, vom Montbenon aus über das gottgesegnete Land hinzuträumen, wie wundervoll zwischen den staudenbestandenen Sandbänken zu Ducky zu baden!) ging ich noch an ein paar Hochschulen, an denen ich Rechtswissenschaft hören half, was mich schrecklich langweilte. Ich

habe in jenen Stunden gar viel Männlein und Weiblein auf den Rand meiner Hefte gezeichnet, obgleich ich auch das nicht gut konnte. Als ein halbbelehrter Bursche mußte ich dann rasch nach Hause zurück, um dem Vater bei seinen Schreibereien beizustehen. Da konnte ich denn sehen, was für eine ganz gewaltige Arbeit mein Vater leistete. Er war das Faktotum des Bezirks und nebenbei der ständig beanspruchte Berater aller bedrängten Leute. Und niemand hätte hier sagen können, daß, was nichts kostet, nichts wert sei. Ich vermochte ihm nur eine sehr bescheidene Hilfe zu sein. Gleichwohl wählte mich der Bezirksrat (nach der Teilung von Vaters Ämterlast) zum Notar, welches Amt ich etwa fünf Jahre lang nach bestem Vermögen auszuüben trachtete. Zugleich hatte ich mit meinem nun verstorbenen Bruder und Schwager die einzige Zeitung des Bezirks gekauft und machte nun auch noch den Redaktor des „Einsiedler Anzeigers“.“

Diese Worte Meinrad Lienerts mögen wieder einmal erweisen, wie ungeheuer wichtig das Vaterhaus, die ganze Jugendzeit, Eltern und Lehrer einem jeden Menschen sind. Hier atmet er die Luft ein, hier bildet sich der Geist, hier entfalten sich die Anlagen, die er mitbekommen, hier füllt sich scheinbar unmerklich das Herz mit den Gütern, die immer mehr dem Leben Gewicht und Richtung geben. Diese abgeschlossene, kleine Welt war die gütige Gabe des Schicksals an einen Menschen, der sie mit brennenden Augen bewunderte, der sie mit allen Fasern seines Wesens umfing und in ihr aufging wie der Tropfen im sonnebeschienenen Seelein. Die Begabung zur Dichtung brach sich Bahn und räumte schließlich alle andern Berufspflichten aus dem Wege. Nach zwei kurzen Zwischenspielen, die Meinrad Lienert in den Redaktionen zweier Zeitungen in Zürich zum besten gab, widmete er sich ganz der Literatur und schriftstellerischen Aufgaben. Es war ein dornenvoller Weg, besonders am Anfang.

Im Jahre 1890 erschien das erste Buch, die „Flüehblüemli“. Es war ein Strauß mundartlicher Erzählungen. Dem Dialekt ist Lienert zeit seines Lebens treu geblieben. Auch wenn er sich des Schriftdeutschen bediente, mischte er der Sprache einen solchen Schuß heimatlicher Laute und Wendungen bei, daß er's den Lesern jenseits der Grenze recht schwer machte. So kannten ihn nur wenige. Mit um so größerer Begeisterung wurde der schwyzerische Vogel in seiner

engeren Heimat willkommen geheißen. Man erkannte gar bald, daß ein bodenständiger und origineller Künstler am Werke war, Carl Spitteler gab den „Geschichten aus den Schwyzerbergen“ eine gute Empfehlung auf den Weg und machte so die aufhorchende Leserschaft auf den jungen Dichter aufmerksam. „Die Poesie der Anschauung“, schreibt er, „die Wahrheit der Schilderung, die Frische des Stoffes, die überquellende Lustigkeit, die Ursprünglichkeit, der Reichtum und die Meisterschaft der Sprache haben sofort eine herzliche Freundschaft für Ihr Talent in mir geweckt.“



Meinrad Lienert mit seinem Enkelkind.

gen“ eine gute Empfehlung auf den Weg und machte so die aufhorchende Leserschaft auf den jungen Dichter aufmerksam. „Die Poesie der Anschauung“, schreibt er, „die Wahrheit der Schilderung, die Frische des Stoffes, die überquellende Lustigkeit, die Ursprünglichkeit, der Reichtum und die Meisterschaft der Sprache haben sofort eine herzliche Freundschaft für Ihr Talent in mir geweckt.“

Seitdem ist Jahr für Jahr Buch um Buch erschienen. Heute schauen wir auf ein erstaunlich umfangreiches Lebenswerk Lienerts zurück. Es mögen nahezu 50 Bändchen und Bände sein. Der Dichter erkannte selber, daß nicht alle geraten waren, wie seine schönsten Träume und Phantasien in ihm trieben und drängten. Aber wo wäre der Mensch, auch der größte und stärkste, der am Ende seiner Lebensschicksale nicht bestehen müßte: nicht alles ist Wirklichkeit und Erfüllung geworden, so wie ich wünschte. Wesentlich und ausschlaggebend ist, daß unendlich viel und genug bleibt, was Gold ist und auch für die Zukunft Bestand hat.

Meinrad Lienert hat sich in der schweizerischen Literatur einen ganz besondern Platz erobert. Er steht einzig da. Durch ihn haben wir Kenntnis genommen von einem Ländchen, das in den letzten Jahrzehnten nicht viel von sich reden machte, und wir haben einen Schlag Leute lieb gewonnen, die hart mit dem Leben ringen und ein mageres Gräslein mähen. Aber sie lassen sich nicht niederdrücken. Über alle Mühsal hinaus haben sie sich ein warmes und lustiges Herz bewahrt, zu allem Übermut sind sie aufgelegt, Zodellieder sitzen ihnen in der Kehle, den Tanzteufel haben sie in den Beinen und wissen aus dem Wenigen, das ihnen der farge Boden beschert, gerade so viel herauszuwirtschaften, als sie zu einem bescheidenen Dasein brauchen. Sie sind genügsam, treu und echt und würdig ihrer Ahnen, die dabei gewesen sind auf dem Rütli, als es galt, sich gegen Gewalt und ungerechte Übermacht zu wehren.

So ein Schwyzler ist auch Meinrad Lienert immer gewesen. Es ist eine schöne und ersprießliche Aufgabe, wenn man versucht, aus den unzähligen Gestalten, die er geschaffen, seine Persönlichkeit herauszuhorchen. In allen Figuren steckt ein Körnlein oder ein Korn, oft ein großes Stück seines Wesens. Nirgends aber, wie jüngst ein guter Kenner seiner Werke betonte, finden wir unter seinen Gestalten einen Schurken, einen ausgemachten Bösewicht, einen Schädling und Feind alles Guten und Tüchtigen. Wir treffen Abenteurer, Vagabunden, Reisläufer und Glücksjäger aller Art, draufgängerische Buben und schlaue, übermütige Meitli, unbändige Riltbuben, die keine Ruhe haben, bis sie über die Scheiterbeige geklettert und durchs Fenster gestiegen sind, um hinter dem Ofen, an der Seite der Angebeteten, ein warmes und kurzweiliges Plätzchen zu haben, und alte Griggi und über-

zeitige Weiblein finden wir, die das Lieben nicht lassen können und unentwegt an einem neuen Lebensromänlein herumspinnen, wir finden Musikanten, kleine und große Helden, Schlauberger und Erzspitzbuben, Schnapsler und verzweifelte Schuldenbäuerlein, Weberinnen und Kirchentrampen, die das Christentum mehr auf der Zunge als im Herzen haben, Fuhrleute, Viehhändler, Komödianten, kurzum, eine mächtige Schar bunt zusammengewürfelten Volkes, aber einem Verbrecher begegnen wir nicht. Meinrad Lienerts Seele war zu sauber, zu ehrlich, zu geradlinig, um eine solche Gestalt auf die Beine zu stellen. Er tritt uns so als eine Persönlichkeit gegenüber, die bei aller Kenntnis um die Hinterhalte und Schattenseiten des Lebens doch am liebsten bei den Menschen Einkehr hält, die innerlich wertvoll sind, die Werte schaffen und wenn auch nur als ein Stäublein im Getriebe der Welt dazu beitragen, Not zu lindern, Liebe zu spenden, Freude zu pflanzen, Bekümmerte aufzurichten.

Und ein Wesenszug unseres Dichters darf nie und nimmer vergessen werden: die Liebe zu seiner Heimat. Meinrad Lienert war ein Patriot von altem Schrot und Korn. Alles, was sein Vaterland betraf, war ihm heilige Sache. Er pirschte in der Vergangenheit und gestaltete manchen historischen Stoff. Er zog mit den alten Haudegen in die Lombardei, wehrte sich für Einsiedeln, als in der Revolutionszeit die Franzosen einbrachen und rauben und plündern wollten, er schaute sich auch in der Zürcher Geschichte um, und wie die Historie beschäftigte ihn die sagenhafte Überlieferung, die Schwanauritter und zuletzt alle spukigen Wesen, die in der Phantasie des Volkes seit langem ein wunderliches Dasein führen.

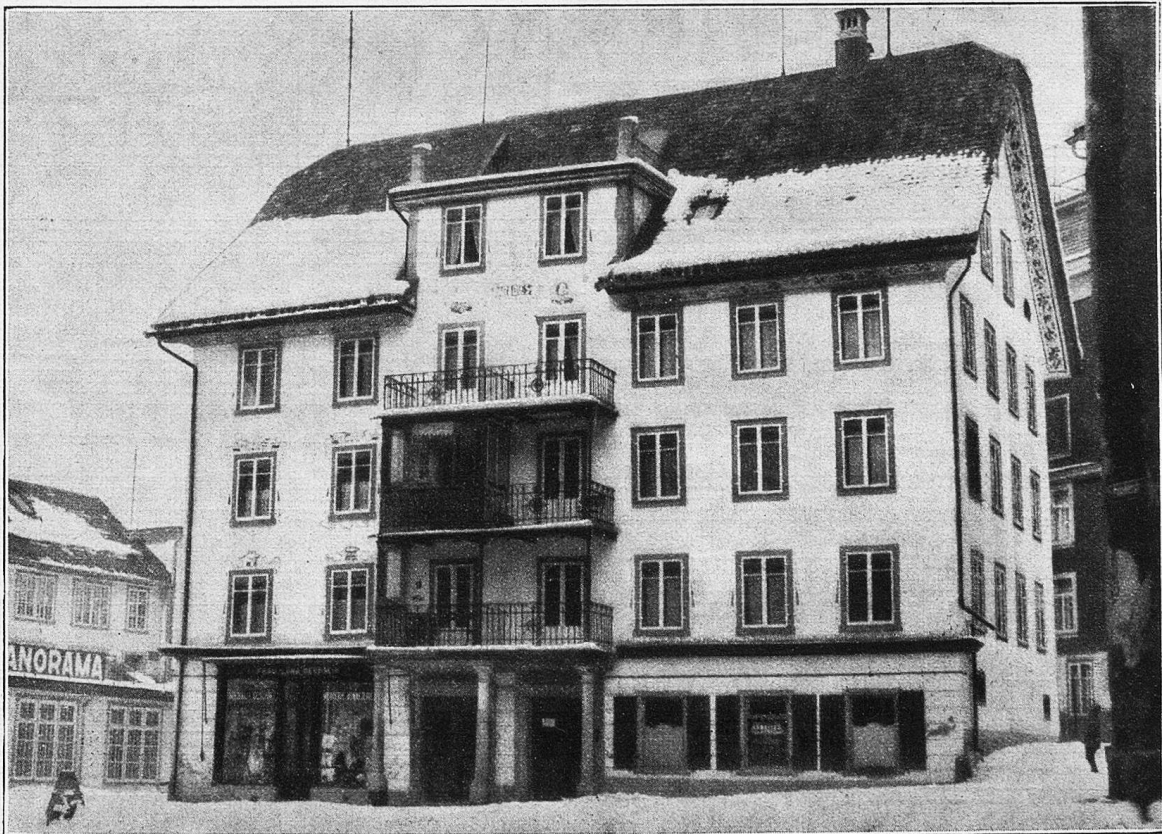
Doch auch die Gegenwart erlebte Meinrad Lienert mit klopfendem Herzen mit. Es war ihm nicht gleichgültig, was in den Ratsstuben gesprochen wurde und was für ein Wind in Bern wehte. Das Unglück des Weltkrieges und die Nöte, die die lange Grenzbesetzung in allen Kantonen und Häusern heraufbeschwor, drückten ihn nieder. Doch es war ihm nicht gegeben, sich selber in den Streit der Meinungen zu mischen und im Strudel der politischen Kämpfe mitzutun. Aber allzeit hat er auf der Seite der Vaterlandsfreunde gestanden, und es war ihm ein Schmerz, oft hören und erleben zu müssen, wie unschweizerische Elemente in Wort und Tat den Hort der Heimat gefährdeten.

So war ihm lieb und teuer, was heimatischen Odem besaß. Dazu zählte er besonders die Sprache, den schwyzerischen Dialekt. Er beherrschte ihn wie selten einer und spielte auf ihm als einem Instrument, dem unverwüftliche und goldene Saiten aufgespannt sind. Es lockte ihn zuweilen, nicht nur einsiedlerisch zu singen, sondern mit den Iberger Sennen zu jodeln. Von Rindsbeinen auf war er ja mit diesem abseitigen Winkel des Schwyzer Ländchens vertraut. So wurde er zum eigentlichen Sänger dieser sonigen Bergwelt, und er ruhte nicht, immer neue Wörter und Wendungen herbeizutragen und für das Idiotikon ein unschätzbare Förderer des heimischen Sprachschatzes zu werden. Der Ehren-Doktorhut, den ihm die Zürcher Universität zum Dank für seine unermüdliche und segensreiche Arbeit auf diesem Felde aufsetzte, war eine wohlverdiente Gabe. Die Wissenschaft durfte sich der Bereicherung freuen, die sie durch den Eifer des unerschöpflichen Kenners des Einsiedler Sprachgutes erfuhr. Doch erst die Kunst, die Dichtung, erntete den schönsten Gewinn. Was für Funken köstlichster Laune, herzlichster Liebe und jubelndster Freude schlug Meinrad Lienert nicht aus dem Schatz seiner Muttersprache, sei-

nes Dialektes! Hier ist er unerreichter Meister geworden und geblieben. Hier hat er uns das Persönlichste und Originellste gegeben, das er besaß.

Die Sprache ist nur das Gefäß gewesen, in das er wertvollen Inhalt goß. Mit seiner poetischen Betrachtungsweise hat er alles Menschliche berührt, das einen Menschen aus dem Schwyzerland bewegen konnte. Über diesen Rahmen ist er in seinen Gedichten nie hinausgegangen und hat sich in weiser und einsichtiger Art auf das verhältnismäßig kleine Gebiet beschränkt, das der mundartlichen Literatur zugewiesen ist. Und doch, wie hat er dieses kleine Gebiet ausgeweitet, wie hat er es bis in alle Winkel durchforscht und ihm alle Rätsel und Geheimnisse abgelauscht, die im Herzen wohnen. Und siehe da, dieses Herz ist ihm eine Welt für sich, in der der tiefste Kummer und die lauteste Freude nebeneinander vereinigt sind. Sehnsucht, Glück, Natur, Mensch und Tier, Liebe und immer wieder die Liebe in allen Schattierungen der Hoffnung, der Erfüllung, des Hangens und Bangens, des Sichsuchens und Sichfindens bis zum tragischen Schicksal des Verlustes und

Fortsetzung siehe Seite 278.



Meinrad Lienerts Geburtshaus zu „Adam und Eva“ in Einsiedeln.

schmerzlicher Enttäuschung, das sind die Stimmungen und Stoffe, die seine Lieder beherrschen. Und es spricht für den Menschen Lienert außerordentlich, daß er ganze Zyklen seiner Frau, seiner innig geliebten Marie, widmet und ihr immer wieder bekennt, wie tief er sich ihr verbunden und verpflichtet fühlt.

O Marie, wän i dich nüüd hett,
I meinti, 's wär nüüd woehr,
I saiti, 's syg ä schöini Sag,
As 's gäb äs Himelstor.

Du bist my guote Angel, Ghind.
Du süöhrst mi a dr Hand;
Und wän's ä selig Angel git,
Git's au äs sääligs Land.

So war der Vater und Großvater Meinrad Lienert der Mittelpunkt der Familie, und mit der gleichen Liebe hat er alle umfaßt. Unermüdllich widmete er sich seinen Kindern, in den letzten Jahren auch den Enkelkindern. So blieb sein Herz jung, auch wenn er gelegentlich einmal verlauten ließ, daß er die Schatten des Alters herannahen sehe. Der Gedanke an seine eigene Jugend hat ihm immer wieder Halt und Stärke gegeben. Sie war der Funke, der nie in ihm erlosch, die heilige Flamme, die er hütete mit ewiger Begeisterung und Dankbarkeit.

Eines seiner besten Jugendbücher hat er betitelt: Das war eine goldene Zeit! Diese Zeit ist der Schlüssel zu seinem Herzen. Wenn wir ihn so ganz kennen lernen wollen, müssen wir diese unverwüßliche Sammlung von Jugenderinnerungen zur Hand nehmen, oder wir müssen in das „Bergspieglein“ schauen, das nicht minder hellen Glanz nach allen Richtungen sendet. In diesen beiden Bändchen tritt uns Meinrad Lienert, der Erzähler, am nächsten. Hier entfaltet sich seine ganze Naivität und urgesunde Natürlichkeit. Kein falscher Ton ist dabei. Hier genießen wir von seinem übersprudelnden Humor, der uns so wohl tut. Wir finden ihn in drolligen Situationen, an allen Ecken lauert der Kobold, wir finden ihn in den frischen und ehrlichen Einstellungen zum Leben, wir finden ihn in der scharfen psychologischen Durchdringung der ersten A-B-C-Schützen wie der heranwachsenden Buben und Mädchen, die vom Leben schon allerlei erlitten haben und es verstehen, die besten Wässerlein auf ihre Mühle zu lenken. Köstlicher Humor liegt auch im Wort, in der Sprache, in der unverwüßlichen Natürlichkeit, mit der die Kinder miteinander reden, er liegt in

den treffenden und neuen, in den überraschenden Vergleichen, die irgend ein Geschehnis blitzartig erhellen.

Mit diesem seinem Humor hat sich Meinrad Lienert uns besonders in sein Herz geschrieben. Wie dankbar sind wir heute in diesen schlimmen Zeiten für etwas Auffrischung und Hinlenkung auf Dinge, die uns manche Unbill vergessen lassen! Zuweilen sind wir auch müde der zerquälten Probleme, die uns bis in die Träume verfolgen, der krankhaften Naturen und Zustände, zu denen die modernsten Erzähler uns führen, und wenn sie mit analytischen Gebärden bis ins Unterbewußte vorzudringen suchen, kommt uns auf einmal die Lust an, wieder an die Helle des Tages zu treten und ein Glas klares Wasser zu trinken. So erquickend wie ein Trunk aus einem murmelnden Quellbach ist eine Geschichte von Meinrad Lienert. Sie tut uns einfach wohl. Sie zerstreut alle Hirngespinnste, rüttelt uns auf und ruft uns zu: Kopf hoch! Mit Grübeln hat noch keiner die Welt erobert. Wer aber mit frischem und gesundem Mut sich ans Leben wagt, wird es auch bezwingen. So ein Optimismus ist Befreiung, Entlastung und Wegweiser in Stunden, da wir nicht mehr weiter kommen.

Diese Einstellung zum Leben kann nur ein Mensch haben, der den Zusammenhang mit der Natur nicht verloren hat. Meinrad Lienert ist immer mit ihr verbunden geblieben. Ein Stück Natur war er selber, wie jede Scholle, eine Blume, ein Baum, ein lachendes Seelein, ein Käuzlein im Wald. Naturhaft ist seine Lyrik, naturhaft sind seine Geschichten. Alles Erfindete liegt ihm fern. Auch das Hervorbringen seiner Werke hat etwas Naturhaftes. Sein Kunstschaffen hat nichts Gewalttames. Es wächst aus ihm heraus, wie ein Acker zu blühen beginnt, wie ein weißes Wölklein am blauen Himmel entlang zieht. Und doch ist er immer als rechnender und wägender Künstler dabei. Die besten seiner Gedichte haben eine inhaltliche und formelle Vollendung erreicht, daß sie untadelig dastehen und ihresgleichen suchen. Das gilt auch von vielen, besonders kurzen Geschichten, die uns ungetrübte Freude bereiten. Zum Gleich gefellte sich mit den Jahren ein Können und instinktives Wissen um die Gesetze des Verses wie der Erzählung, daß wir eine tiefe Achtung empfinden vom Werden und Aufstieg des naiven und zugleich bewußt schaffenden Dichters.

Meinrad Lienert darf den besten Sängern im



Der Dichter Meinrad Lienert mit seiner Gattin, am 60. Geburtstag.

Dialekt an die Seite gesetzt werden. Auf Schritt und Tritt und ganz besonders bei dem anmutigen Schneckenegeschichtlein fühlt man sich an den Wiesentaler Johann Peter Hebel erinnert. Und in der Tat! Der Vergleich ist lohnend. Zwei Naturen stehen einander gegenüber, die bei manchen und großen Verschiedenheiten doch innig verwandt sind. Sie teilen das ungewöhnlich starke Heimatgefühl. Ganz aus dem Volke herausgewachsen, ist ihnen nur wohl in ihrem Jugendland. Die Sehnsucht darnach, nach allen ländlichen Reizen und himeligen Tönen macht sie zum Dichter. Hebel muß ins Oberland reisen, „aus der Wiese trinken und die Geister im Rötler Schloß besuchen“, wenn er „nicht in kurzer Zeit zu den gemeinsten, geistlosesten Naturen ermatten soll.“ Meinrad Lienert singt über zwanzig innige Heimwehlieder. Was sie scheidet, ist das Temperament. In Hebels Wesen spiegelt sich das ruhige, freundliche Wiesental, die Wiese selbst, die gemächlich, nachdenklich grü-

nen, sanften Ufern entlang dem Rheine sich zugesellt; bei Meinrad Lienert aber ist es, als ob die vielgestaltige, romantische Umgebung der Berge und Flühen, ihre bunten und bewegten Farben und Töne in ihm mitschwängen, als ob die wildbrausende Alp, die aus dem schroffen, monumentalen Hintergrund der Mythen in fecken Sprüngen zu Tale braust, die Akkorde stimmte, die der Schwyzer Sängler anschlägt. Bei Hebel die Ruhe, die sich zur Nacht auf die Gräber legt, die gottergeben und im Innersten versöhnt und zufrieden in die Ewigkeit hinüberschaut, bei Lienert das sprühende Leben, die Unruhe der Nachtbuben, die jauchzend und lärmend durch die Finsternis tollten und der Liebsten auf die Scheiterbeige klettern, die Freude am Dasein, alle Sprossen der Leidenschaft vom tiefsten Gram bis zum höchsten Glück; bei Hebel die mittleren Jahre und das Alter, die Idylle des Familienlebens, der Doppelblick wehmütig zurück in die Kindertage, froh und zuversichtlich vorwärts

nach dem offenen Grab, bei Lienert die Jugend, die Jugend und noch einmal die Jugend! Seine Helden müssen noch die Welt erobern; die Hefelischen haben sie nicht erobert. Da wie dort ein bescheidenes äußeres Los; da ein ruhiges Hinnehmen, dort ein Kämpfen; da die lauen Winde und Segnungen der Liebe, dort die Stürme, die Jauchzer und Schreie der Liebe; das Wiesental noch ein bißchen Schulstube, in der wohlgemeint und unaufdringlich die Lehre aus den Geschichten gezogen wird, im Schweizerland der unbändige Zug ins Freie, heraus! und fort aus den Augen des Lehrers.

Es ist ein freundlicher Zufall, daß Hebel wie Lienert im Mai zur Welt gekommen sind. Es ist der Monat, der ihrer sonnigen Weltbetrachtung am nächsten kommt. Ein Jahrhundert trennt sie, die Natur verbindet sie. Sie haben beide, wie man mit Goethe sagen könnte, an der

„Verbauerung des Universums“ mitgeholfen. Dieses Eindringen in die Schicksale und in das Handwerk jedes Tierleins, diese Freundschaft zum Abendstern, diese Anteilnahme am kleinsten Erdengeschehen macht sie zu gleichgefüigten Seelen.

Es verlockt, eine schöne Szene darzustellen; wie Johann Peter Hebel seinen jüngern Freund im Reiche der Dahingeshiedenen aufgenommen und begrüßt hat. Sie haben einander keine langen Komplimente gemacht, sondern sich innig gefreut, gemeinsam nun ihres Weges ziehen zu können, in der edlern und schönern Heimat, nach der ein jeder während seines irdischen Daseins mit wechselndem Verlangen ausgeschaut hat, und im Stillen werden sich beide der Tatsache freuen, in einem Extrastüblein der deutschen Literatur ein Lied gesungen zu haben, das unvergessen bleibt.

's mögig Goffi.

(Jürgen Kallst.)

Juupä's mögig's Goffi,
 Du's mid freydil maß vilt.
 's is mir'schä's fapelmüßli
 Wo's di Tanzen vlyt.

's is mir'schä's Goffi's röst blüvli;
 Wi luytad's nün nün nün.
 und saßt: King nün is lindli!
 Tu isf nün nützig vör nün.

As traid alle Wozen's Goffi
 A nün fud d'vdy.
 As fud is Günftli d'affe
 und d' Wozenpünne d'ei.

X Meinrad Lienert.